

„Das hat bei mir immer auch eine politische Dimension“

Pfarrerin Mechthild Falk aus Jüterbog erinnert sich



Das Ziel des Aufbruchs lag in jungen Jahren jenseits erreichbarer Grenzen. Die Faszination, "doch mal über den Tellerrand zu gucken" und einen Blick auf die Anderen zu werfen, ist geblieben, auch und gerade, als sich berufliche Aufgabe und persönliche Suche miteinander verflochten. Die Gemeindepfarrerin Mechthild Falk ist das Gesicht der Flüchtlingshilfe Jüterbog. In wenigen Monaten geht ihr beruflicher Lebensweg zu Ende. Die Flüchtlingshilfe bleibt.



Zu DDR-Zeiten Theologin zu werden, war doch eher ungewöhnlich, oder?

Ich bin in einem Pfarrhaus im Osten von Berlin aufgewachsen. Auch mein Großvater war schon Pfarrer und Superintendent. Eigentlich war es damals nicht unbedingt mein Ziel, in diese Fußstapfen zu treten, aber andere Pläne wurden ausgebremst: Ich durfte kein Abitur machen, weil ich nicht FdJ-Mitglied war und auch nicht an der Jugendweihe teilgenommen hatte - wegen „gesellschaftlicher Inaktivität“ also.

In der DDR war es die typische Biografie eines christlichen jungen Menschen. So habe ich nach der zehnten Schulklasse erst einmal bei der Evangelischen Kirche eine Ausbildung zur, heute würde man sagen Bürokauffrau gemacht. Nebenbei konnte ich an der Abend- schule mein Abitur nachholen.

Schon damals wollte ich unbedingt raus in die Welt. Ich spürte diese Sehnsucht, die wir hier im Osten alle hatten, wollte Afrikanistik oder etwas Ähnliches studieren. Doch all das war mir nicht möglich. Da dachte ich, machst du das, was dir vertraut vorkommt. So habe ich also Theologie studiert, mich aber, weil ich ja nun das offizielle Abitur in der Tasche hatte, für ein Universitätsstudium entschieden - an der Humboldt-Universität zu Berlin. Ich hätte mich natürlich auch - selbst ohne staatliches Abitur nach einer Art Sonderreifeprüfung - an einer kirchlichen Hochschule einschreiben können, aber das wollte ich nicht.

Nach Berufung zum Seelsorger-Beruf klingt das eher nicht ...

Eine richtige Berufung war das auch eher nicht. Aber angesichts der damaligen Umstände sah ich in dem Berufsweg eine Möglichkeit zur Selbstverwirklichung. Anfangs habe ich in der Ökumene-Abteilung gearbeitet, die gewissermaßen die internationalen Beziehungen unserer Kirche koordiniert hat. Da musste ich zum Beispiel Tickets, Visa und ähnliches für Bischöfe und Oberkirchenräte besorgen, mit der halben Welt telefonieren - für mich ein Hauch von dem Traum, doch mal über den

Tellerrand zu gucken. Und ich durfte ab und zu bei großen Konferenzen, wenn der Weltkirchenrat oder internationale Gremien bei uns tagten, Papiere tippen oder kopieren.

Das waren absolute Highlights für mich. Da war ein Blick in die Welt schon möglich - in dem beschränkten Rahmen, den man damals in der DDR hatte.

Wie haben Sie das Ende der DDR erlebt?

In der Wendezeit, mein Mann und ich lebten in Potsdam und waren gerade Eltern geworden, gehörten wir nicht unbedingt zu den Allermutigsten. Aber als es auch dort Demonstrationen gab, sind wir mitgegangen. Es war eine Phase, an die ich mich gerne erinnere. Wir hatten wirklich die Vision, wir könnten uns in dieses sich vereinigende Deutschland nun aktiv einbringen. Wir glaubten zum Beispiel an die Möglichkeit, eine gemeinsame Verfassung zu erarbeiten. Als deutlich wurde, dass es so etwas nicht geben würde, sondern nur einen Beitritt der DDR nach Artikel 23 des Grundgesetzes, entstand in mir viel Enttäuschung.

Im Rahmen der Möglichkeiten, die die Kirche bot, waren wir schon politisch aktiv. Auch heute finde ich es noch immer wichtig, politisch zu predigen. Ein Beispiel ist das Friedensgebet. Und das hat bei mir auch immer eine politische Dimension.

*Politisch predigen zu DDR-Zeiten:
Was bedeutete das?*

Politisch predigen hieß, die Verhältnisse, in denen wir damals lebten, auch anzusprechen. Und zu wissen, da sitzt irgendjemand im Gemeindesaal oder in meiner Kirche, der da fleißig mitschreibt. Und Dinge anzusprechen, die ich nicht für richtig hielt.

Später dann, nach der Wende und in Potsdam, waren wir eine so genannte Personalgemeinde mit vielen Besuchern aus der ehemaligen Studentengemeinde, die im selben Haus tagte. Da gab es nach dem Gottesdienst noch reichlich Diskussionen. Oder wir haben Leute eingeladen, die dort Lesungen hielten.

Wodurch unterscheidet sich politisches Predigen damals und heute?

Ich muss keine Angst mehr haben davor, dass mir irgendein Geheimdienst einen Strick aus meinen Worten dreht. Ich habe die Freiheit, und die nehme ich mir auch. Es gibt durchaus Gegenwind, etwa von Leuten, die der Meinung sind, das eine oder andere Thema gehöre nicht auf die Kanzel. Zum Beispiel, wenn es um das Thema Flüchtlinge geht. Da muss ich dann schon gut dosieren. Dennoch werde ich mir nicht den Mund verbieten lassen.

Ist denn die Reaktion Ihres Publikums heute anders als damals?

Eine gute Frage. Ja, es gibt schon recht viele Zuhörer, die überhaupt nicht reagieren. Das kann ich dann auch deuten. Es gibt bestimmt auch einige in unserer Gemeinde, denen mein Engagement, das ich hier in Jüterbog im Blick auf die Geflüchteten zeige, überhaupt nicht passt.

Es gibt aber auch das Gegenteil, und das gehört zu den schönen Seiten meines Berufs. Bei Besuchen, bei der Seelsorge zu Hause, bei Geburtstagen von Hochbetagten, zum Beispiel bei Menschen, die nach dem Krieg aus Schlesien oder den ehemaligen deutschen Ostgebieten vertrieben wurden und fliehen mussten. Hier wird mir oft deutlich zu verstehen gegeben, wie richtig und wie gut sie das finden, was wir heute hier tun, weil die Flüchtlinge jede Form der Zuwendung brauchen. Diese Alten haben noch ein sehr mitfühlendes und waches Auge. Das tut natürlich gut.

Schon Anfang der 1990er Jahre war ich in Potsdam zum ersten Mal damit konfrontiert, dass Flüchtlingsheime eingerichtet wurden. Damals war ich noch als Flüchtlingsbeauftragte des Kirchenkreises Potsdam ehrenamtlich tätig. Auch damals hatten wir schon einen Verein gegründet, also eine Gruppe, wie es sie jetzt hier gibt: Ehrenamtliche, die sich darum bemühten, diese vielen Menschen aus dem Flüchtlingsheim in die Stadt Potsdam zu integrieren.

Heute bin ich Flüchtlings-Seelsorgerin, das ist mein Schwerpunkt. Das ist, was wir als Kirche und was ich in meiner kirchlichen Funktion anbieten kann. Ich vergleiche das mit Krankenhaus- oder Gefängnis-Seelsorge. Ich bin davon überzeugt, dass auch Geflüchtete einer

besonderen und geschulten Zuwendung bedürfen. Das wird noch viele Jahre so sein.

Stellt die Flüchtlingsarbeit möglicherweise eine Verbindung her zu Ihrer Sehnsucht in jungen Jahren, als Sie sehr gerne selbst geist wären?

Ich kann familiär sogar noch weiter zurückgehen. Mein Großvater war vor seiner Zeit als Superintendent Missionsinspektor bei der Berliner Mission. Er hat darüber das Buch geschrieben „Das gute Wort in der Welt“. Er hat Missionare ausgebildet. So etwas prägt doch ein Kind. Er hat zum Beispiel - das hat mich sehr beeindruckt - im Selbststudium Englisch gelernt, weil er auf seinem Gebiet fit sein wollte. Und er hat sich einmal einen Traum erfüllt, als er nach London reiste und seine Englischkenntnisse ausprobierte. Wir hatten zuhause eine Ebenholzfigur eines Afrikaners, die im Wohnzimmer stand. Das alles hat bei mir eine tiefe Sehnsucht nach Welt ausgelöst. Irgendwo muss das ja herkommen.

Was ich auch heute noch nicht nachvollziehen kann, ist, dass man die Begegnung mit Menschen aus anderen Kulturen und Ländern scheut aus Angst, vom Eigenen etwas abgeben zu müssen. Ich habe sie immer als Bereicherung angesehen.

Würden Sie diese Sehnsucht als Fernweh beschreiben?

Ja, und das habe ich auch heute noch. Das ist noch immer tief in mir. Ich träume davon, dass wir auch mal über eine Urlaubszeit hinaus irgendwo in der Welt sein werden. Und es ist immer noch Afrika, wohin es mich zieht.

Zunächst aber war Jüterbog Ihr Ziel?

Das war 2003, bis dahin lebten wir in Lehnin. Mein Mann ist Orthopäde und hat damals in der Chirurgie in einer Klinik gearbeitet, die dann aber geschlossen wurde. Darauf beschloss er, sich in Luckenwalde niederzulassen, wir haben uns dann in der Nähe angesiedelt.

Ich habe damals von dem Superintendenten von Jüterbog den Rat bekommen, mich dort um eine halbe Stelle zu bewerben. Ich hatte immer eine halbe Pfarrstelle. Normalerweise

haben wir Pfarrer ja eine Residenzpflicht, aber hier gab es eine Ausnahme, deswegen darf ich ausnahmsweise an einem anderen Ort wohnen, zumal hier in Jüterbog immer ein Kollege vor Ort ist.

Ich kam damals in eine Gemeinde, die sehr engagiert war. Zum Beispiel hatte vor meiner Zeit hier der Gemeinderat einem Kirchenasyl für eine Kenianerin zugestimmt. Es gab in den 1990er Jahren ein Flüchtlingsheim hier. Das ist später geschlossen worden, weil es nicht mehr benötigt wurde. Die Helfergruppe von damals ist zum Teil heute wieder aktiv.

Dann kam das Jahr 2014 ...

Da sind dann schon deutlich mehr Flüchtlinge gekommen, so dass der Landkreis entschied, das ehemalige Lehrlingswohnheim im Waldauer Weg mit ungefähr 125 Plätzen wieder als Flüchtlingsheim zu eröffnen. Da erinnerte ich mich an meine Erfahrungen in Potsdam und sagte mir, wir müssen sehen, dass sich jetzt hier eine Gruppe findet, die vor allem auch die Menschen in der Stadt informiert und vorbereitet.

Das war die Geburtsstunde der Flüchtlingshilfe Jüterbog. Ein ganz kleiner Artikel in der Lokalzeitung wies darauf hin, dass wir Menschen möglichst mit Fremdsprachenkenntnissen suchten. Seither macht bei uns auch ein Amerikaner mit, der in Jüterbog lebt und als Lehrer in Berlin arbeitet. Er hatte den Zeitungsartikel gelesen und von da ab war er dabei - einer unserer hochengagierten Mitstreiter.

Auf 2015 waren Sie dann ja relativ gut vorbereitet.

Nein, das hat keiner vorhergesehen. Wir sahen unsere Aufgabe in der Helfergruppe darin, dass wir denen, die im Heim lebten und dort wohl eine ganze Weile bleiben würden, helfen, sich in diese Stadt zu integrieren. Ich habe oft gesagt, ich verstehe meine Funktion als Lotsin.

Es war ziemlich mühevoll, die Geflüchteten in unsere Teestube zu bekommen. Ich sehe mich da immer noch, wie ich in den ersten Monaten jeden Sonnabend durch das Heim gehe, an Türen klopfe und sage: Hallo, wir haben jetzt

Teestunde, kommt doch vorbei. Aber keiner von uns hat damals geahnt, was im Sommer 2015 und danach geschehen würde. Plötzlich waren hier drei Heime voller Flüchtlinge.

In dieser Zeit haben sich intensive Kontakte gebildet, die unsere Gruppe bis heute zusammenhalten. Da sind richtige Freundschaften entstanden, die nach wie vor bestehen. Von den Geflüchteten ist heute ja keiner mehr im Heim. Sie leben mittlerweile alle in Wohnungen hier im Landkreis. Und sie leben gerne hier, auch die, die zunächst gesagt haben, in diesem Jüterbog ist ja nichts los. Heute sehen sie die Vorteile einer so kleinen Stadt.

Bei all dem war ich ja nur eine von sehr vielen Helfern. Wäre ich alleine geblieben, hätte ich nicht die Kraft gehabt weiterzumachen. Es entstand schließlich eine Kerngruppe, die seit 2014 aktiv ist. An vielen Orten haben sich Helferkreise ja aufgelöst. Da bin ich sehr glücklich, dass das bei uns nicht der Fall ist.

Mut und Widerstandskraft gehörte in Jüterbog ja auch dazu.

Sie meinen wahrscheinlich die Anfeindungen hier. Also wir haben uns nicht beirren lassen. Wir haben einfach weitergemacht, uns nicht einschüchtern lassen, weil wir es nach wie vor für absolut wichtig halten.

Bevor nämlich die Flüchtlingsheime an den Start gingen, gab es hier immer wieder Bürgerversammlungen, bei denen viel Kritik geübt worden war. Solche Versammlungen haben seither nicht mehr stattgefunden. Leider. Ich habe den Landkreis darauf angesprochen und gesagt: Wollen Sie jetzt nicht mal eine Bürgerversammlung machen für die vielen, die damals lauthals gebrüllt haben, was das für unsere Kindergärten und Schulen bedeuten würde, wenn da nur noch ausländische Kinder sind. Um zu sehen, wo wir jetzt in Wirklichkeit stehen. An vielen Stellen läuft es ja völlig unproblematisch. Aber solche Versammlungen hat es leider nirgends im Landkreis gegeben.

Wie kam es überhaupt zu solchen Anfeindungen durch die Verwaltung in Jüterbog?

Die Auseinandersetzungen fanden weniger mit der Verwaltung statt. Dort heißt es auf Anfragen stets, das seien Angelegenheiten des Landkreises. Mit den Flüchtlingen habe man nichts zu tun. Man Sorge dafür, dass die Kinder in die Kita oder zur Schule gingen, alles andere sei Sache des Landkreises. Das ist die Auskunft, die immer aus dem Rathaus kommt.

Das gestaltet sich natürlich schwierig. Die Flüchtlinge sind ja Bewohner der Stadt, die genauso im Blick sein müssen wie alle anderen Jüterboger. Es kamen dann sogar Vorwürfe, wir hätten Straftaten von Geflüchteten vereitelt und nicht angezeigt.

Im November 2016 haben wir dann sehr lange an einem Papier gefeilt, in dem wir das Zusammenleben in der Stadt Jüterbog in Leitlinien zusammengefasst haben. Unsere Anregungen sind von der Stadtverordnetenversammlung in Bausch und Bogen abgelehnt worden. Daran trage ich noch immer schwer.

Aber wir lernen auch. Kürzlich habe ich auf einer Konferenz mit Integrationsfachleuten aus anderen deutschen Gemeinden und aus den USA von einer Initiative aus Mannheim gehört. Dort hat man auch aus einem Konflikt heraus eine Art „Mannheimer Manifest“ verfasst, das im Kern ähnliche Grundsätze wie unsere Leitlinien benennt.

Doch dort ist man einen anderen Weg gegangen als wir. Sie haben das nicht dem Stadtparlament vorgelegt, sie sind vielmehr an Institutionen, Betriebe und Schulen herangegangen. 50 Schulen haben das Manifest inzwischen unterschrieben. In Mannheim hat man ziemlich viele Unterzeichner gefunden, die sich mit ihrer Unterschrift bereiterklärt haben, sich in ihrem Unternehmen, ihrer Schule für das einzusetzen, was da formuliert worden ist.

Kürzlich haben Sie sich mit Kollegen in den USA ausgetauscht. Danach haben Sie geschrieben: Die Erfahrung hier hat mir gezeigt, dass es gut sein wird weiterzumachen. Hatten Sie vorher ein wenig den Mut verloren hier in Jüterbog?

Ja, sicher. Es war schon heftig und sehr persönlich, was mir vor der Abreise in die USA im Hinblick auf meine Flüchtlingsarbeit angelas-

tet wurde. Das wird mich nun aber nicht daran hindern, diese Arbeit fortzuführen. Es hat mich zudem stark beeindruckt zu sehen, was in Amerika alles möglich ist mit der Kampagne „Welcoming America“, der unsere Gastgeber angehörten. Und dass das selbst unter diesem Präsidenten Trump alles möglich ist. Zu sehen, welches enormes Engagement der Zivilgesellschaft sich dort zeigt, hat mir wieder Mut gemacht.

Warum klappt das hierzulande nicht so wie in den USA?

Was ich dort gelernt habe, ist, dass dieses Volunteering (ehrenamtlich tätig sein) zu einem guten Amerikaner gehört. Das wird schon in der Schule gelernt, dass jeder etwas für sein Land, die Gesellschaft tun soll. Deshalb sind dort so viele hochengagiert. In der Form ist das bei uns doch noch sehr unterentwickelt.

Im Jahr 2019 werden Sie in den Ruhestand gehen. Auf welchen Gebieten werden Sie weiterhin tätig sein? Zum Beispiel in der Flüchtlingshilfe?

Das steht fest. Da sind ja auch menschliche Beziehungen entstanden. Da kann ich nicht einfach sagen: Tschüss, ich bin jetzt im Ruhestand. Für alles andere will ich mir erst einmal eine Auszeit nehmen, um zu hören - ich will es mal ganz fromm sagen - wo Gott mich braucht. Da will ich mich nicht festlegen.

Ich habe keinen Plan für die Zeit nach Mai 2019. Ich habe Träume, und ich bin unendlich dankbar für meine Gesundheit und meine Schaffenskraft. Ich kann mir gut vorstellen, dass ich dann mehr Zeit zum Stricken habe - aber das wird sicher nicht mein Leben ausfüllen.